

Der Proletarier.

Organ des Verbandes der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.

N^o 19.

Diese Zeitung erscheint alle vierzehn Tage
Sonnabends. Preis pro Quartal durch
die Post bezogen 65 Pfg. Eingetragen
in die Postzeitungsliste Nr. 5317.

Hannover, Sonnabend, den 15. September 1894.

Inserate kosten pro Zeilspaltene Zeile
oder deren Raum 15 Pfg. Offerten-
Annahme 10 Pfg.
Redaktion und Verlag: Klostergang 4 A.

3. Jahrg.

Zur Beachtung!

Von Donnerstag, den 20. September ab,
ist meine Adresse Schmiedestraße 15, 3. Stg.
Ang. Breh.

Der kapitalistische Mehrwerth!

In unserer heutigen Gesellschaft bestimmt nach Marx die in den Waaren verkörperte, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit den Werth dieser Waaren.

Als gesellschaftlich notwendig gilt jedoch nur die Arbeitszeit, welche bei Herstellung einer Waare unter den gesellschaftlichen Durchschnittsbedingungen vom Produzenten aufgewendet ist. Nur die Einzelarbeit dieses oder jenes Arbeiters, welche sich in ihrer Leistungsfähigkeit als eine gesellschaftliche Durchschnittsarbeit darstellt, hat eine vollständig-werthbildende Kraft. Außerdem müssen die Arbeitsmittel, mit denen der Arbeiter produziert, den durchschnittlich in der Gesellschaft gebräuchlichen Arbeitsmitteln entsprechen, damit die verausgabte Arbeitszeit sich als eine gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit erweist.

Arbeitet ein kleiner Schuhmacher z. B. mit geringer Leistungsfähigkeit an einem Stiefelpaar 20 Stunden, während in der Gesellschaft durchschnittlich zur Produktion desselben nur 16 Stunden aufgewendet werden, so stecken in dem Stiefelpaare auch nur 16 gesellschaftlich-notwendige Arbeitsstunden.

Produziert ferner die Gesellschaft im Allgemeinen mit entwickelten Werkzeugmaschinen die Stiefel, während unser Schuhmacher noch mit seinem dürftigen Handwerkzeug fortarbeitet, so wird seine individuelle Arbeit noch weiter herabgesetzt, bis sie das Durchschnittsmaß der gesellschaftlich-notwendigen Arbeitszeit erreicht hat.

Wenn die Gesellschaft in 10 Stunden durchschnittlich die Stiefel herstellt, so stecken auch nur in seiner Arbeit 10 gesellschaftlich-notwendige Arbeitsstunden. Ist ferner der Markt mit Stiefeln überhäuft, so wird vielleicht das Stiefelpaar unseres Schuhmachers gänzlich entwerthet werden. Der Markttagen kennt einen bestimmten Grad der Sättigung und ist dieser erreicht, so bleibt das Arbeitsprodukt vollkommen ungebraucht liegen. Die zur Herstellung dieser überflüssigen Produkte verausgabte Arbeitszeit war keine gesellschaftlich-notwendige; und sie hat daher nicht Werthe geschaffen. Jedes Arbeitsprodukt muß, um Träger von Werth zu sein, ein gesellschaftliches Bedürfnis befriedigen. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeitszeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit; und bildet daher keinen Werth." (Marx, Kapital I, 8.)

Ueber diese so genaue Bestimmung des Waarenwerthes in der Marx'schen Theorie haben seine Kritiker meist hinweggesehen, so Schäffle, Sybel u. u. Noch in jüngster Zeit schrieb Professor Brentano in seiner Schrift: „Welches sind die Ursachen der heutigen sozialen Noth“ dem so peinlich genau definirenden Theoretiker Marx unter, daß dieser voraussetzte, „jedes Produkt, auf dessen Herstellung Arbeit verwendet wurde, begegne einem vorhandenen Bedürfnis.“

Und dennoch hat Marx an dem Beispiel eines für den Markt produzierenden Leinewebers nachgewiesen, daß sehr wohl das Produkt desselben, wenn das gesellschaftliche Bedürfnis für Leinwand schon durch nebenbühlerische Leineweber gesättigt ist, „überflüssig, überflüssig und nutzlos“ werden kann.

Wir glauben hiermit auf den Einwand unserer Gegner, Marx halte jede auf ein Produkt verausgabte Arbeitszeit schlechtweg für werthbildend, ausführlich genug eingegangen zu sein. Im Durchschnitt tauschen sich nun die Waaren nach der in ihnen enthaltenen Arbeitszeit aus.

Sie tauschen sich zuerst direkt aus, Waare gegen Waare, bis schließlich im entwickelten Waarenverkehre eine Waare zum Werthmesser der übrigen erhoben wird. So z. B. das Vieh, das Gold, das Silber.

Nun stellen alle Waaren ihren Werth in Gold oder Silber dar. Z. B. 30 Ellen Leinwand haben den Werth von einem Viertelpfund Silber. Die bestimmten Gewichtstheile des Silbers, die den Werth der Waaren im Tausche zum Ausdruck bringen, bezeichnet man nun mit Thaler, Mark u. u. und wird haben dann die im Verkehr gebräuchlichen Werthausdrücke.

Nehmen wir z. B. einen alten Thaler zur Hand, so steht auf demselben: Vereinsthaler XXX Ein Pfund Fein. In der Produktion ist nun den Waaren, wie wir sahen, eine bestimmte Menge gesellschaftlicher Arbeitszeit eingepreßt worden. Wechselt sie nun im Austausch nur die Stelle, so kann ihnen kein neuer Werth zugesetzt sein.

Dadurch, daß Müller die Waarenmasse erhält, welche vorher Schulze besaß, hat keine Neuschöpfung von Werth, kein Zusatz neuer Arbeit stattgefunden. Produktiv kann daher der Austausch nie wirken. Er kann nur durch Uebervertheilung des Käufers durch den Verkäufer zu einer neuen Vertheilung der geschaffenen Arbeitswerthe führen, er kann aber nie Quelle neuer Werthe sein. Schlägt z. B. der Verkäufer seine Waare um 10 Prozent auf, so ist dann der Käufer um 10 Proz. geprellt.

Die Gesamtsumme der Werthe hat sich durch diesen Austausch nicht geändert. Was sich auf der einen Seite als Gewinn darstellt, zeigt sich auf der andern Seite als Verlust.

Nehmen wir nun an, der Austausch vollziehe sich ganz korrekt, keine Uebervertheilung finde statt von Seiten einer Gesellschaftsklasse, einer Kaufmannsklasse, die sich des Austausches der Waaren bemächtigt hat.

Kann sich da noch, so fragen wir jetzt, ein Kapitalist bereichern?

„Wie ist es möglich, fortwährend theurer zu verkaufen, als man eingekauft hat, selbst unter der Voraussetzung, daß gleiche Werthe ausgetauscht werden gegen gleiche Werthe?“ (Engels: E. Dührings Umwälzung der Wissenschaft, 198.)

Diese Frage hat Marx in seinem „Kapital“ vollständig gelöst.

Nun, auf dem Waarenmarkte befindet sich eine merkwürdige Waare, deren Verbrauch selbst Werthe schafft. Während der Waarenwerth im Allgemeinen durch die Konsumtion aufgezehrt wird, erzeugt die Konsumtion dieser eigenthümlichen Waare gerade neue Werthe.

Diese Waare ist nun in unserer kapitalistischen Gesellschaft die Arbeitskraft.

Braucht sie der Kapitalist in der Werkstatt an der Maschine auf, so verleiht sie den Arbeitsgegenständen neue Werthe ein. Daher ist der Vorgang ihrer Aufzehrung, ihrer Konsumtion zugleich ein Vorgang, der da neue Werthe bildet. Der Arbeiter, heute aller Arbeits- und Unterhaltsmittel meist beraubt, muß seine Arbeitskraft auf dem Markte verdingen. Und diese Arbeitskraft wird nun gerade so bezahlt wie alle anderen Waaren auf dem Markte, das heißt, ihr Werth, der Werth ihrer Herstellung wird auf dem Markte dem Arbeiter zurückerstattet.

Und dieser Herstellungswerth der Arbeitskraft ist in einer Zeit wachsender Ergiebigkeit der Arbeit gar gering.

Was stellt die Arbeitskraft her? Nun, die Anzahl der notwendigen Lebensmittel, die der Arbeiter zu seinem Unterhalte und seiner Fortpflanzung bedarf. Wird dem Arbeiter der Werth dieser Lebensmittel in dieser Form des Lohnes gezahlt, gut, so kann er seine Arbeitskraft dauernd auf dem Arbeitsmarkte erhalten. Der Werth jener Lebensmittel macht also den Werth seiner Arbeitskraft aus. Er wird repräsentirt durch die Anzahl der Arbeitsstunden, innerhalb welcher jene Lebensmittel produziert werden. Der Arbeiter arbeitet in der Fabrik nun nicht so lange nur, um gerade so viel Werthe zu erzeugen, um sich erhalten zu können. Dann hätte ja der Kapitalist, wenn der Arbeiter nur seinen Unterhalt produziren würde, gar kein Interesse an seiner Beschäftigung. Dem Kapitalisten liegt vor allem daran, daß er möglichst viele Werthe in seine Tasche stecken kann. Daher läßt er ihn nicht sechs oder

Bojarenscherze.

Novelle aus dem russischen Leben von Eduard Wilde.

(Nachdruck verboten.)

Fürst Wolonsky, Lenker und alleiniger Inhaber des Wagens, drehte sich auf seinem Sitz nach Matwei um, der seinen Stiefel fortwarf und herzuwinkte.

„Will das Pferd nur etwas schnaufen lassen,“ riefelte Fürst Anatol Wassiljewitsch kurz, „na, und Du — habe ich gehört, bist in Moskau gewesen; was hat's denn da gegeben, Aelterchen?“

„Lauter Schönes und Gutes, Anjäs.“

„Was? Schönes und Gutes? Immer die Wahrheit sprechen. Was machen denn die Kinder des alten Dummtops — he?“

„Dante, Anjäs, — die sind wohl auf und gut und brav. Gott möge sie auch fernerhin erhalten.“

Des Fürsten scharfes Auge glitt kreuz und quer über Matwei's ruhige Züge; er schlug scherzhaft mit seiner langen Peitsche über Matwei's linke Schulter.

„Du bist ja ein großer Aufschneider, Matwei. Oder hat's Dir der Eisbär verboten, die Wahrheit zu sprechen? Hast schnurrige Geheimnisse aus Moskau mitgebracht, die der Alte vergraben möchte? Du, ich weiß es von Mitja, meinem Stalljungen, der seine Mutter in Popenja vor einigen Tagen besucht hat, daß Ossip Petrowitsch selber über Hals und Kopf nach Moskau gefahren sei — am selben Morgen, wo Du heimgekehrt warst; ist's nicht so, Märchen?“

„Ja, das ist schon richtig, Fürst!“ rief Matwei aus breitgeöffnetem Munde, und nun verfiel er in jene weit-schweifige, alles umfassende Berichterstattung, die seiner biederen Offenherzigkeit eigen war; es schien seinem bedrückten Wesen wohl zu thun, sich mit einem vernünftigen Mann so recht auszusprechen über das Seltsame der Sache; er hoffte wohl auch guten Rath von dem Fürsten zu bekommen, mindestens seine Meinung darüber zu hören, was denn von dem Gebahren Ossips eigentlich zu halten sei.

Der Fürst ist zwar des Wetters Feind — na, aber eine so unbesangene Sache, was kann er ihm da anhaben?

Matwei berichtete also von dem noblen Verkehr der Kinder, von dem Ansehen, welches Kolja bei seinem hochgeborenen Kameraden genieße, vor allem, worüber der alte Ossip in's Nasen verfallen. Beim Fürsten erzielte er die entgegengesetzte Wirkung. Er lachte — lachte unerbittlich!

„Also er ist der Freund von Fürsten und Grafen? hehehe!“

„Und die Venuszita die Braut eines Fürsten, wirst schon bald selber erfahren, wer der Bräutigam ist“ . . .

„Braut eines Fürsten — oh — oh —“ und der Fürst wischte sich die Augen — „nur weiter, weiter, Du Biedermann!“

„Nun, und wie ich dem Alten noch erwähne, daß der Kolja keine Schulden hat, fünfhundert Rubel, und wie ich in meiner Herzensfreude beschreibe, wie glücklich die Venuszita mit ihrem feinen Bräutigam ist, da packt mich der Alte wie ein Wütherrich an und verächtelt mit mir wie mit einem Strohhündel . . .“

„Im Nu ist er darauf losgefahren, wie vom Teufel gejagt . . . Fürst, sage, was denkst Du darüber — bitte, so lache denn nicht immerfort! — sage, ist das nicht die helle Verücktheit?“

Fürst Anatol hielt sich die Seite. Abgerissene Worte wie — Schulden — Bräutigam — zärtlich küssen wiederholend, sich schüttelnd, den Oberkörper auf- und abneigend, stimmte er ein Nachkonzert an, daß dem armen Matwei ganz bestrebet zu Muth ward.

„Sage, Fürst, was stimmt Dich denn so heiter?“ fragte Matwei ganz ängstlich. „Ich spreche nur die Wahrheit, bin kein Aufschneider . . .“

„Mein, Du bist ein braver Mann“, brachte der Fürst schluckend und flackernd hervor; dann griff er in die Tasche und holte eine Hand voll Silber- und Kupfermünzen heraus:

„Hier, Aelterchen, bist ein Spahmacher — unbegreifbar — werde Dein Gönner sein — hier, nimm nur.“

Darauf griff er nach dem Peitsche, klatschte mit der Peitsche und fuhr davon. Immer noch krümmte er sich vor Lachen; sein gerötheter Hals war noch lange zu sehen und sein rauhes Hehehe tönte noch lange in Matwei's Ohren.

Dieser klumperte mit den Münzen in der Hand, bestastete seine Stirn und Schläfe und gerieth nun plötzlich in Wuth.

„Ja, da schlage doch das Wetter drein! Hat denn alles den Verstand verloren! Dem Einen erzähle ich die Geschichte und er will plagen vor Jorn — der da bersten vor Lachen . . . Beide fahren sie fort und lassen mich stehen wie einen dummen Jungen! . . . Wenn nicht bald Klarheit kommt, laufe ich auch davon!“

Während Matwei Jurewitsch poltern und fausteballend wieder nach seinen Stiefeln griff, fuhr der Fürst in scharfem Trab den Weg nach Wolonskye zu. In so heiterer Stimmung hatte er sich lange nicht befunden. Immer noch die abgerissenen Worte von Schulden, feinem Verkehr, Küssen, vom alten Wütherrich, von heller Verücktheit wiederholend, schaute er verznügt vor sich hin, streichelte seinen Eisbart, begann schließlich gar ein Liedchen zu pfeifen. Plötzlich horchte und sah er auf. Da hinter'm Erlengebüsch, in der Biegung der Landstraße, wurde ein Wagen sichtbar, der dem Fürsten entgegenfuhr. Solch einen vierrädrigen, grünlackirten Federwagen besitzt Ossip Petrowitsch, der wohlhabende Gastwirth von Popenja. Fürst Anatol hat ihn in demselben sehr oft an Wolonskye vorbeifahren sehen — stolz wie ein Hidalgo. Wichtig, da weht ja auch schon des Alten Hängebart wie eine Fahne im Winde; aber nicht allein sitzt Ossip Petrowitsch im Wagen — neben ihm zusammengelauert ein weibliches Pörschöndchen. Rasch nähern sich die beiden Gefährte einander. Was ist das da für ein kleines liebliches Kinderantlitz mit großen, ängstlich schauenden Wirtäuglein, die Sider geröthet vom Weinen und daher um so flehender, rührender?

(Fortsetzung folgt.)

